

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 30 (1904)
Heft: 10

Artikel: Zum Berner Studenten-Milchkrieg
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-438827>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Schwerenöter.

So gut, wie an einem königlichen Hofe allerlei Beamte, vom Reichskanzler bis zum Hofjahnbüchsenbinder von nöten sind, so auch im Publikum, dieser Allerweltsrepublik. Hier ist keiner unerlässlicher als der Schwerenöter, der überall dabei sein muß, bei einem Theaterbrand sowohl, wo er unter jedem Arme drei angegangene Tänzerinnen aus den Flammen rettet, als auch beim Entweichen eines Löwen aus der Menagerie, wo er durch geistreiches Monocullieren die Bestie derart aus der Fassung bringt, daß man sie wie einen gefrorenen Schiefkarren am Schwanz wieder in den Behälter schieben kann. In Frankreich wurde der Schwerenöter daher selber lion genannt, was man heutzutage am ehesten mit Schnauzi übersetzen könnte.

An was kennt man ihn? Das ist schwer zu sagen. Jedenfalls fehlt er nie, wenn irgendwo ein Straßenbild photographisch aufgenommen wird; da ist er jedenfalls im Vordergrund und schaut triumphierend um sich. In Monarchien ist er jedenfalls dabei gewesen, wenn auf den Landesvater ein Attentat verübt wurde; in Republiken macht er's billiger und weniger gefährlich; da ist er jedesmal zur Hand, wenn im Tramwagen eine schöne Dame das Portemonnaie vergessen hat.

In Bier- und Kaffeehaus bleibt der Schwerenöter nie an seinem Tische sitzen; am liebsten steht er, das Stecklein wagrecht unterm Arm, am Buffet und probiert Wäse zu machen oder doch zu lächeln, als ob er etwas Geschicktes wüßte. Daß er den Kellnerinnen überall im Weg steht, hindert nur sie, ihn nicht. Desgleichen nimmt er seinen Lieblingsaufenthalts auf dem Trittbrett der Tram- und Eisenbahnwagen, bei letzteren zuerst II. Klasse; in die dritte geht er erst, wenn er nach Abfahren des Zuges seinen Irrtum gewahr wird.

In seinem Photographienalbum hat er stets eine hübsche Weiblichkeit als Vis-à-vis. Das halb vornehme ungenierte Wesen kommt manchmal daher, daß der Vater ein Kutscher, die Mutter aber keine Kutscherin war. Aus demselben Grunde erinnert er sich auch nur an einzelne seiner Schulkameraden, je nach ihren späteren Verhältnissen. Im Militärdienst ist er gern bei den Dispenzierten, dagegen als Manöverbummler allgegenwärtig; hier macht er sich gern an die Offizierstische und ist nie ohne Feldstecher und topographische Karte zu sehen. Am Zeitungskiosk kauft man hie und da den „Tempt“, auch englische oder italienische Zeitungen, die man auf dem Trottoir oder im Tramwagen liest; hier kann man dann auch in der Zerstreuung oder heftigen Gemütsbewegung die Hand auf das Antlitz einer schönen Nachbarin legen.

Wenn der Vater eines Schwerenötters Spezereihändler, Buchbinder oder sonst so was Klebriges ist, so geschieht es mehr aus Liebhaberei als

um des Gewinnes willen; im ersteren Fall bezieht er die Cichorie auch direkt aus Savanna. Der Schwerenöter hat in Bahia oder Surinam einen ledigen Onkel, von dem man lange keine Nachrichten erhalten. Mit einem in der Hand geschlenkerten Handschuh weiß der Schwerenöter mehr Effekt zu machen als der Spießbürger mit zweien, die er angezogen. Zum Spaß oder als Kuriositätenjäger weiß sich der Schwerenöter Hotelfirmen zu verschaffen, die er dann malerisch auf sein Köfferlein klebt; St. Moritz, Monte Carlo, Brighton und Abbazia dürfen da nicht fehlen. Eine Kellnerin, die sich selbst und ihre Mutter zu erhalten weiß, tituliert er als „Kind“, wenn er auch nicht imstande ist, den Wäscherlohn für sein Viertelbüchsen Vorstehenden zu bezahlen.

Zum Schluß noch ein Geniestreich von diesen Schwerenöttern, die man mit Unrecht als kamerundeutsch Rhinoceros heißt:

Nähe an der Landesgrenze saß im Eisenbahnwagen gegenüber einer schönen Dame ein junger Mann, der sich mit Augen und Händen, so weit es tunlich war, an der Schönen ergötzen wollte. Da sie sich aber abwehrend und sogar drohend verhielt, so wurde er nur immer begehrlicher. Endlich sprach er sogar, daß es alle Fahrgenossen hören konnten: „Nur nicht gar so spröde, allerschönstes Fräulein, wir sind in zwei Minuten bei der Zollrevision, sonst verrate ich, was Sie in den Strümpfen verborgen haben!“

Empört fuhr die Dame zusammen. Da man sich aber der Zollstation näherte, fiel ihr ein, der zudringliche Mensch könne sie wirklich aus Nachsicht verzeihen, und wiewohl sie sich unschuldig wußte, so wollte sie sich doch nicht gerne einer körperlichen Mitation unterziehen.

„Was hab' ich denn verborgen?“ fragte sie so laut, daß es ebenfalls alle Anwesenden hören konnten.

Ohne seine Ruhe zu verlieren, erwiderte der Schwerenöter mit triumphierender Miene: „Ich bin kein ordinärer Mensch, ich werde Sie nicht in Verlegenheit bringen. Was Sie verborgen haben, das wissen Sie besser als ich!“

Jetzt hielt sie ihn für einen incognito reisenden Zollangestellten; er aber hielt sich für einen Menschen, der möglicherweise von den Mitreisenden Prügel riskiert, wenn er sich nicht zu helfen weiß. Da er nun aber aus dem ff ein Schwerenöter war, so wußte er sich zu helfen und sprach, als er bei der Zollstation den Wagen verließ: „Was Sie in Ihren Strümpfen verborgen haben, soll ich Ihnen sagen? Ich wiederhole es noch einmal: Sie wissen es besser als ich!“ — „Zwei Färschen, daß die Grazien Sie darum beneiden möchten! Bon voyage!“ Die Schöne war wieder zufrieden.

Allergehorfamste Redaktion!



Wenn ich mitten aus meinem Domino-Milieu heraus treten muß, um Ihnen etwas von den Tagesläusen zur Zeit der europäischen Narrerei mitzuteilen, so müssen Sie mir das sehr hoch anrechnen. Denn am liebsten bleibe ich dort ganz drin, um nicht das viel größere Theater unseres Universums, das die Welt bedeutet, mit seinem haarsträubenden Carneval mit ansehen zu müssen. Es gibt Leute, die bestreiten, daß ein Antagonismus zwischen Bern und Zürich bestehe, daß er sich vielmehr nur zur Zeit der Bundesbänke zeige, da wo Beide dazwischen hinunter fallen. — Aber meine Beobachtungen trügen mich nicht, wenn ich behaupte, daß die beiden Bären- und Beuenmetropolen einander länger je mehr auffällig werden. Das war schon vor 10–12 Jahren so, als man in Bern glaubte, die Cholera werde kommen; bis dann der wenig tröstliche Bericht einlangte, die Zürcher wollen sie haben. — Jetzt aber hat's den Zürchern wieder keine Ruhe gelassen, daß nur Bern seinen Aargauerstalden — und Polizeistandal haben sollte. Es mußte sich Zürich dieserhalb schleunig zu rehabilitieren suchen und hat's jetzt wirklich auch erreicht, denn die Furchen die der streitbare Pflüger gezogen hat, lassen wirklich tief blicken, auf manchen Engerling im faulen Erdreich! —

Inzwischen haben sich die Fäden des Handelsvertrages mit Italien bereits weit ausgegipponen und es fragt sich nur, wer von beiden in dem Netz gefangen werden soll, ob die Japanesen des Mittelmeeres oder die Künstler des Simplonvertrages? Ich glaube nach meinen Wahrnehmungen habe der freie Sohn der Alpen viel mehr Anlagen dazu. Priez pour lui!

Am meisten wird's mich freuen, nach etwa einem halben Jahre unsern Gertsch, den ich seit meiner Rekrutenschule nicht mehr sah, mit strengen Drill- und Disziplin-Schlitzaugen wieder zu sehen. Im übrigen ist den Japanesen nur Glück zu wünschen, den vom Augenblicke der Nachricht an, daß Jener nach dem fernem Osten verreist, habe ich am Siege der japanesischen Waffen keinen Augenblick mehr gezweifelt.

Den Vogel abgeschossen haben aber ihrem insularen Spleen doch die Engländer, denn sie haben bewiesen, daß vom Straßenräuber bis zum Ministerpräsidenten nur ein Schritt ist! Wer aber unter meiner zahlreichen Leserschaft (inklusive Sie, hochachtungsvolle Redaktion!) ist im Besitze des Geheimnisses, zu wissen, weshalb Jameson jetzt Ministerpräsident geworden ist im Cap? Ja da werdet Ihr lange hin- und heratzen, Ihr guten Leute! —

Weil die Boeren vergessen hatten, ihn im Jahre 1896 zu hängen! — das weiß nur Ihr an diplomatischer Verdrückung leidender, sehr geehrter Trulliker.

Narrochtiges.

Im Aargau gehen darauf aus narrochtige Genossen, Für's Fren- und für's Armenhaus die Pläne umzustößen.

Die Bravos kalkulieren schlau, wie oft die Narren sinnen, Wenn weiter würd' der Häuser Bau, wär' Platz für sie darinnen.

Und weil sie nicht gern dorten sind, wohin sie wohl gehören, Soll eine Dosis böser Wind den Häusereibau stören.

Soll man ob solchen Stänkerelen, ob solchen Narrensachen, Im Aargau sich ärgern? Nein! Narrochtiges macht lachen!

Zum Berner Studenten-Milchkrieg.

Eintrant man kühles Bier zum' Bieri, heut trinkt man warme Milch bei Bieri Die Berner Milch der Alma mater, verursacht weder Kaufsch noch Kater. Sie gleicht dem Professoren-Plauschen, das eben auch nicht tut herauschen. Von jetzt ab unterscheidet sich Studentennmilch ganz sicherlich Nicht mehr vom Euterfaß der Kühe, der Wuisenjohn trinkt Milchkuhbrühe! Als Souvenir an's Bier nur bleibt, daß sich der Milchschent Biert schreibt.